

barschaft gegeben – so lautet das, wenn nicht allgemeine, so doch weit verbreitete Urteil.

Und wie alle Legenden hat auch diese einen durchaus rationalen Kern. Die DDR war tatsächlich das Land der Freundschaften, der Freunde, der Arbeitskollegen; Bekannte und Verwandte gehörten zu den Überlebensstrategien der DDR. Da das Leben insgesamt immobil, abgeschottet, statischer war, blieben auch Freundes- und Bekanntenkreise über Jahre hinweg stabil. Gegenseitige Hilfe war ein Gebot des Alltags. Um zum Anfangsbeispiel zurückzukommen: Der eine stand beim Bäcker an, der andere stellte sich beim Fleischer an, der dritte ging schon mal zum Gemüseladen, und selbst beim Besuch der Kaufhalle ging man möglicherweise mit mehreren Kindern diese Aktion an – einer stellte sich schon mal an der Kasse an, der nächste ging zum Fleischstand, der dritte zum Käsestand usw. So war denn der Alltag voller Gemeinschaftserlebnisse, voller Erfolgserlebnisse und Abenteuer, denn letztendlich war auch der Erwerb der 50 Schrippen für das Wochenende ein kleines Abenteuer, ein kleiner gemeinschaftlicher Erfolg, und so ist ein Gemeinschaftsbewußtsein entstanden. Als schließlich die DDR verschwand, wurde die DDR-Identität geboren. Als analog dem Ende des planwirtschaftlich bedingten Mangels an Backwaren die Schlangen vor den Bäckerläden usw. verschwanden, wurde die Ostschrippe geboren; sie wurde zum Symbol der untergegangenen DDR-Gesellschaft. (Beifall)

Vorsitzender Siegfried Vergin: Vielen Dank, Herr Dr. Wolle, für diesen locker machenden Vortrag. Herr Prof. Dr. Burrichter hat jetzt die Aufgabe, uns durch ein Podiumsgespräch zu führen mit Frau Prof. Dr. Hanna Haack, Prof. Dr. Wolf Krötke, Ehrhart Neubert, Prof. Dr. Schlosser und Herrn Wolfgang Templin.

Pause bis 14.40 Uhr

Gesprächsleiter Prof. Dr. Clemens Burrichter: Meine Damen und Herren, ich möchte die abschließende Sitzung eröffnen und darf noch einmal auf Grund der Diskussionsbeiträge im ersten Teil dieser Runde, in der mit Recht darauf hingewiesen wurde, daß es nicht *die* DDR-Identität gebe, darauf hinweisen, daß das Programm dieser Anhörung lautet: „Identitäten in der DDR.“ Wir sind natürlich davon ausgegangen, daß es nicht *die* DDR-Identität gab, man sollte das dann entsprechend auch zur Kenntnis nehmen.

Im Unterschied zu den bisherigen Moderatoren erlaube ich mir doch, zu Beginn noch einiges Inhaltliche zu sagen, auch wenn die Zeit knapp ist. Ich verzichte dabei auf eine ausführliche Vorstellung der Damen und Herren hier im Podium. Ich darf nur kurz vorstellen Frau Prof. Hanna Haack aus Rostock, Herrn Prof. Dr. Wolf Krötke von der Humboldt-Universität zu Berlin, Herrn Ehrhart Neubert aus Berlin – ich glaube, ich brauche ihn sowieso nicht vorzustellen, da er durch seine Tätigkeit hinreichend bekannt ist. Prof. Horst Dieter Schlosser ist Professor für deutsche Philologie und arbeitet seit 1980 regelmäßig an Forschungsprojekten zur deutschen Sprache in Ost und West, und

Wolfgang Templin, glaube ich, brauche ich im einzelnen hier auch nicht vorzustellen.

Zum Inhaltlichen: Ich darf daran erinnern, daß Ilko Kowalczuk gestern in einem Diskussionsbeitrag angemahnt hat, daß wir unsere Diskussionen und unsere Analysen in diesem Zusammenhang vielleicht auf sechs Fragen konzentrieren sollten, und ich wage diese sechs Fragen noch einmal vorzutragen mit der Bitte an das Podium, die eine oder andere Frage dann im Statement oder in der Diskussion zu berücksichtigen. Folgende Fragen wären es:

1. Welche Spielräume für eine individuelle Gestaltung des Lebenslaufs waren in der DDR vorhanden und möglich?
2. Welches waren die wichtigsten Sozialisationsinstanzen in der DDR im Vergleich zu denen in der Bundesrepublik?
3. Wie erfolgreich oder wie erfolglos war der ideologische Versuch der Erziehung zur „allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“?
4. Gab es Möglichkeiten, sich den geplanten und verplanten Sozialisationsmustern in der DDR zu entziehen?
5. Welche Sozialisationstypen erwiesen sich nach 1989 als besonders handlungsfähig, welche versagten angesichts der revolutionären Ereignisse und ihrer Folgen und welche zeichneten sich durch restaurative Beharrungstendenzen aus (wie ich glaube, eine sehr wichtige Frage, auch in dieser Dreitypisierung)?
6. Inwiefern existieren noch heute Unterschiede in der Sozialisation in Ost- und Westdeutschland, welche Konsequenzen hätte das?

Soweit einige, wie ich meine, in der Tat Schlüsselfragen. Und da ja diese Kommission auf der Basis dessen, was hier diskutiert wird, und weiterer Expertisen am Ende einen Bericht vorlegen soll, sind wir gut beraten, wenn wir von Ihnen schon Hilfe und Mitwirkung erhalten bei der stärkeren Präzisierung eines Themas, das durch die Begriffe „Identität“ und „Sozialisation“ bisher noch unter einer babylonischen Sprach- und Begriffsverwirrung gelitten hat, was allerdings nicht notwendig so weiter verlängert werden muß. Ich darf damit die Runde hier oben eröffnen und übergebe zunächst entsprechend dem Programm Frau Prof. Haack das Wort.

Prof. Dr. Hanna Haack: Meine Damen und Herren, ich muß zur Biographie hinzufügen: Ich habe lange in Rostock gelebt und gearbeitet, arbeite aber – das ist vielleicht interessant für diejenigen, die aus einer wissenschaftlichen Einrichtung kommen, die abgewickelt worden ist – seit 1992 mit Zeitverträgen an verschiedenen westdeutschen Universitäten und bin derzeit an der Universität Bremen tätig.

Identitätsveränderungen nach dem Untergang der DDR, dies ist weniger als andere Themen meines Erachtens ein ausgesprochen historisches Thema. Wis-

senschaftler verschiedener Disziplinen haben die Identität der Ostdeutschen oder die Identitäten in Ostdeutschland zu einem Forschungsgegenstand erhoben. Erfahrungen eigener Forschungen sowie meine Beobachtungen als „Grenzgängerin“ in Deutschlands Norden und schließlich mein eigenes Verhalten, das mich zumindest gelegentlich „wir“ und „bei uns“ denken und sagen läßt, bestätigen kulturelle Grenzen. Eine Ostverortung, die sowohl sichtbar hervortritt als auch mehr als Sinnstütze im Verborgenen wirkt, ist erkennbar.

Die Bestimmung der eigenen Identität ist gebunden an die Wahrnehmung und Bewertung des anderen und durch den anderen. Ost-Identität setzt West-Identität voraus. „Ossis“ und „Wessis“ – ich verwende dieses Unwort –, Ostdeutsche und Westdeutsche sind keineswegs nur im Alltag zu Hauptcodes im innerdeutschen Dialog geworden. Auf eine andere Weise wird die Tradition fortgesetzt, sich vielfach nur in Abgrenzung zum Gegenüber definieren zu können. Allenthalben begegnet mir in Westdeutschland ein mich als Ostdeutsche ausschließendes „wir.“ Ich kann es gut verkraften und finde meine Position des „dazwischen“ interessant, wenn auch oftmals verwirrend. Sorgen bereitet mir allerdings ein westdeutscher Partikularismus, z.B. die Verweigerung, in den Dimensionen einer veränderten Bundesrepublik und der neuen Bundesländer zu denken. Die westdeutsche Situation steht hier nicht zur Debatte. Festgehalten sei immerhin: In der alten Bundesrepublik sind die Rahmenparameter sozialer und kultureller Reproduktion nach der Wende weitgehend unverändert geblieben. In Ostdeutschland dagegen vollzogen sich dramatische Veränderungen. Die politisch bestimmte Systemtransformation in Ostdeutschland wurde in kürzester Frist in ihren Grundzügen abgeschlossen, jedoch ohne Spielräume möglicher Koexistenz auszuloten. Die gegenüber den Verhältnissen in der DDR völlig anderen ökonomischen, sozialen und juristischen Rahmenbedingungen verlangen den Menschen ein hohes Maß an Selbstbehauptungswillen und Bereitschaft zur aktiven Aneignung der neuen Situation ab. Wer das nicht kann, hat es heute außerordentlich schwer. Alle Erfahrungen fehlen, und schon gar nicht war Zeit für eine umfassende, durch Generationen weitergegebene Normalisierung. Wirtschaftliche Deindustrialisierung, die anhaltende Arbeitslosigkeit, gravierende Unterschiede in der Kapital- und sonstigen Eigentumbildung, im Lebensniveau, bei privaten Rentenversicherungen und anderes werden zwischen alten und neuen Bundesländern auf längere Sicht nicht umkehrbar sein. Die Angleichung der Lebensverhältnisse und der sogenannte Aufschwung Ost haben in einer Zeit tatsächlicher oder propagierter Sparzwänge längst die Kraft von Leitbildern verloren. Doch damit nicht genug: die gesellschaftliche und geschichtliche Legitimität scheint ganz auf westlicher Seite zu sein, dem Osten bleiben nur Defizite. Sozialisationserfahrungen, aus den Lebensverhältnissen in der DDR gewonnen, scheinen unbrauchbar, individuelle Biographien wert- und bedeutungslos, Lebensleistungen und -erfahrungen der Ostdeutschen unsicher. Und die Teilung lebt fort, nur die Ostdeutschen müssen ihre Biographien durchforsten, bewältigen und erneut akzeptieren.

Ostdeutsche Identität bedeutet aus meiner Sicht kein politisches Zurück. Sowohl meine Alltagserfahrung als auch lebensgeschichtliche Interviews, die ich für ein Forschungsprojekt führe, offenbaren mir: Rückblicke fallen stets selektiv aus, werten durchaus bestimmte Seiten der DDR auf, sind jedoch keineswegs mit einer Restitution der DDR als Ganzem verbunden. Ostdeutsche Identität schließt ein biographisches Zurückschauen ein, das mit einer Wiederkontextualisierung des Wertes des eigenen Lebens verbunden ist und Schutz bietet gegenüber der Gefahr, Verlustbilanzen ausschließlich und unerträglich als persönliches Scheitern zu deuten. Wie anders sollten z.B. Menschen, die wie einige meiner Interviewpartner alle Chancen nutzten, die ihnen in der DDR offen waren, sich neben einer zumeist körperlich anstrengenden Erwerbsarbeit unter mehrjährigem Verzicht auf fast alle Freizeit beruflich zu qualifizieren und ein externes Hochschulstudium zu absolvieren, damit fertig werden, daß ihre Arbeitsleistung, ihr ganzes Wissen und Können vorzeitig nicht mehr gebraucht werden? Hier habe ich übrigens bei Interviews festgestellt, daß es eine ganz wichtige Sozialisationserfahrung, eine ganz wichtige Sozialisationsinstanz auch ist, hier so einen Weg gegangen zu sein und Kontakte nach wie vor zu haben.

Ich habe in diesen Interviews weiter erfahren, daß Dinge, die aus westdeutscher Sicht gegen eine Individualisierung laufen, außerordentlich wichtig sind. Meine Interviewpartner haben beispielsweise durchgängig positiv von Betriebsfesten, Brigadefeiern und ähnlichem erzählt und zugleich berichtet, daß sie sich nicht in gleicher Weise wohl fühlen in einem Kreis von Menschen, den sie nicht kennen – das aber eigentlich mehr am Rande.

Ich möchte fragen: Wie sollten die vielen kleinen alltäglichen Verletzungen ohne den Schutz eines Rückblicks ausgehalten werden? Ostdeutsche Identität kann momentan vielleicht der Griff zum Festhalten und die Orientierungshilfe sein. Das andere Leben in der DDR führte durchaus zu Werten und rechtfertigt keine Abwertung von Biographien. Indes, eine manchmal beschworene Persistenz von DDR-Identität sehe ich nicht. Längst dahin ist meines Erachtens die Zeit, in der vielleicht aus tradierten Sinnbezügen eine solche Identität hätte gewonnen werden können. Die derzeit festgestellte ostdeutsche Identität erwächst aus alten Erfahrungen und den als bedeutsam wahrgenommenen Erfahrungen der Systemtransformation. Aus gestrigen und heutigen Erfahrungen könnte etwas Neues heranreifen, das weder ein Abbild früherer noch westdeutscher Lebensformen ist. Ob sich eine besondere ostdeutsche Identität auf längere Sicht etablieren wird, scheint mir angesichts der derzeitigen Verhältnisse weitgehend offen. Wenn ja, was ich jedoch eher für unwahrscheinlich halte, hoffe ich auf Beharrung von Eigenart oder Eigensinn, wie Kollegin Nickel sagte, nicht aber auf eine Verfestigung von Gegensätzen und schon gar nicht, was man gelegentlich in der Literatur angedeutet findet, auf eine dauerhafte Peripheriebildung in Deutschlands Osten. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Dr. Clemens Burrichter: Schönen Dank, Frau Haack. Es mag für eine Abschlußsitzung erlaubt sein, gewisse Zusammenhänge zu

früheren Diskussionen herzustellen. Frau Haack, Sie haben, wie ich meine, etwas zu pointiert darauf hingewiesen, daß die Westidentität nicht beschädigt gewesen sei. Ich darf daran erinnern, daß wir in den Diskussionen gestern und heute doch darauf hingewiesen haben, daß in der alten Bundesrepublik, etwa unter dem Themenfeld postmodern und anderes, bis 1989 sehr wohl auch über die eigene Identitätssituation kritisch nachgedacht wurde. Das heißt, es treffen jetzt zwei gesellschaftliche Gruppierungen aufeinander, wollen sich ineinander integrieren, die – mal mehr, mal weniger – sich selbst beide in einer gewissen krisenhaften Situation befinden, das ist natürlich eine andere Situation. Vielleicht können wir da in der Diskussion noch darauf eingehen. Ich darf nun Herrn Krötke bitten.

Prof. D. Dr. Wolf Krötke: Ich bin in der DDR-Zeit Dozent des kirchlichen Lehramtes am Sprachenkonvikt, der Kirchlichen Hochschule in Berlin, gewesen, und seit 1991 bin ich Professor an der Humboldt-Universität. Aus meinem besonderen Gesichtspunkt verstehe ich unter Identität ein bißchen etwas anderes als das, was bisher hier gesagt wurde. Identität heißt ja das Zusammenstimmen mit mir selber, wer ich eigentlich bin, und da ist meine These, daß ich meine Identität – derjenige, der ich bin – nicht zu einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt gewinne, und das bin ich dann und schlepe es den Rest meines Lebens mit mir rum, sondern daß das Wesen von Identität ist, daß sie im Werden ist. Als das Verhängnisvolle an der jetzigen Diskussion hier empfinde ich, es hätte eine gleichsam abgeschlossene Identität gegeben, die wir jetzt in irgendeiner Weise in die Zukunft hinein verändern könnten. Wir sind, indem wir existieren, wesentlich mit uns identisch, indem wir zugleich über die gegebenen Verhältnisse immer hinaus sind. Im Hinblick auf mich selber ist das ganz einfach zu erklären. Da ich an Gott glaube, habe ich meine Identität sowieso nie aus den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen oder materiellen Verhältnissen, sondern wesentlich über alle gesellschaftlichen Verhältnisse hinaus. Da ich in der DDR geblieben bin, nachdem ich zwei Jahre im Zuchthaus gesessen habe, habe ich meine Identität nie von dort aus gewonnen und auch Menschen nicht so betrachtet, daß sie sie aus den ökonomischen, materiellen und anderen politischen Verhältnissen in diesem Lande gewinnen. Meine These aus den Erfahrungen der DDR-Zeit ist von daher: Was uns geprägt hat, ist nur dasjenige an unserem Selbstsein, was in unseren Biographien in einer kritischen Auseinandersetzung mit den Verhältnissen in der DDR schon immer befaßt war, während dasjenige, was zementiert ist an Bewußtsein des Lebens in diesem Teil unseres Landes, sozusagen vergegenständlicht wird und im Grunde genommen nichts weiter ist als eine Anpassung und Einpassung in diese Verhältnisse, unter denen dann noch einmal ein eigenes privates Nischenbewußtsein geblüht hat, was als solches aber nicht die Kraft hat, in gesellschaftlichen Zusammenhängen wirklich zukunftsweisend zu sein. Also meine These ist, und darüber müßte man sich dann unterhalten, dasjenige von Prägungen aus der DDR ist zukunftsfruchtig in die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse hinein, was sich schon in der DDR-Zeit in kritischer Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen befunden

hat, nicht aber dasjenige, was sich aufgrund von gegebener Identität als Anpassung an diese Verhältnisse vollzog. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Dr. Clemens Burrichter: Schönen Dank, Herr Krötke. Wir haben im Laufe dieser Diskussion schon verschiedene Definitionen und Formen von Identitäten vorgestellt bekommen. Wir haben jetzt eine neue, nämlich die transzendente Identität, die sicherlich in der Diskussion auch dann eine Rolle spielen sollte. Herr Ehrhart Neubert bitte.

Ehrhart Neubert: Da will ich gleich anschließen. Ich liebe das Wort Identität auch in seinem politisch besetzten Zusammenhang überhaupt nicht. Mein Ansatz ist eher, zu fragen: Was ist aus der DDR herübergekommen, was wirkt sich jetzt aus, was kommt aus schwammiger Erfahrung oder Identität zur Sprache? Ich sage dazu und betone es, daß ich selbst Ostdeutscher bin. Ich habe aber nach fünf Jahren kein Mitleid mehr, denn ich sehe überhaupt nichts, was aus der DDR in dieser Hinsicht bewahrenswert wäre. Warum? Die DDR hat keine Identität geschaffen, weder sozial noch weltanschaulich noch von den Verhaltensstrategien her, sondern sie hat eine neosozialistische Sprech- und Sprachweise, eine Semantik über ein Phänomen der deutschen politischen Kultur gedeckt, das es vor der DDR gegeben hat, in der NS-Zeit und davor natürlich auch in vielen Varianten. Das sind bestimmte Werte, z.B. der Wert Sicherheit. Dazu will ich Ihnen nur ein Beispiel nennen, das ist ja immer konkret: Alle empirischen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen sagen aus, daß die Ostdeutschen diesem Wert die höchste Priorität, im Gegensatz dazu etwa der Freiheit den geringsten Wert beimessen. Hier zeigt sich für mich ein alter Konflikt in Deutschland. Denken Sie einmal daran, daß die Nazis genau mit diesem Argument, daß es keine Arbeit gibt, die Freiheit abgeschafft haben. Und sie haben in zynischer Weise über ihre KZs geschrieben „Arbeit macht frei“, und sie haben Arbeitslager und Arbeitsdienst eingeführt. Ich finde es ungeheuer beschämend, daß wir in der DDR jetzt einer Arbeitspolitik nachweinen, wo es auch fünf Jahre Arbeitslager in der Ulbricht-Zeit gegeben hat für Arbeitsunwillige. Das ist offenbar ganz vergessen. Es gibt einen Satz in einem Besucherbuch des Deutschen Historischen Museums in Berlin – da schreibt ein Ostdeutscher, sicherlich tief empfunden: „Was nützt mir die Freiheit, wenn ich keine Arbeit habe?“ Drehen Sie den Satz um, und dann wissen Sie, was er bedeutet, nämlich Zwangsarbeit für alle. Das heißt, hier kommt noch einmal eine alte Prägung der ehemaligen DDR zum Zuge, die wir dringend überwinden müssen. Ich könnte das auch an anderen Beispielen zeigen.

Dieses Mitleid und Selbstmitleid, das die Ostdeutschen, das wir – ich sage jetzt einmal „wir“, weil ich selber solche Erfahrungen mit mir nach der Wende habe – haben, hängt auch damit zusammen, daß es aufgrund dieser Sozialisation in der DDR, aber nicht nur in dieser, sondern in der Diktatur vorher ja auch, ein unterentwickeltes demokratisches Bewußtsein und wahrscheinlich auch eine kulturell-geistige Unterentwicklung des aufklärerischen Wertes Freiheit, des Individuums und der individuellen Menschenrechte gab. Aufgrund dieser Diktaturtraditionen in Deutschland, die nicht auf die 40 Jahre

DDR beschränkt sind, haben wir es ungeheuer schwer damit, Individualität oder überhaupt unser eigenes Ich als unveräußerlichen Wert anzunehmen. Es gibt halt Parallelen, ich könnte hier Kaiser Wilhelm zitieren, ich zitiere Hitler: „Du bist nichts, Dein Volk ist alles.“ Oder denken Sie einmal, was es etwa bedeutet, wenn eine ganze intellektuelle Generation, zwei Generationen, unentwegt eingebleut bekommt, daß die Gesetze der Geschichte und Natur in einem angeblichen Marxismus die Geschehnisse der Geschichte bestimmen. Daraus resultiert ein Politik- und Gesellschaftsverständnis, in dem der einzelne gar nicht vorkommen muß – „Du bist nichts, die Entwicklung macht schon alles“, ich könnte dazu viele Zitate bringen. Und das ist eben leider, leider verinnerlicht. Die Vorstellung, daß man vollständig verantwortlich ist für das, was jetzt ist, und für das, was gewesen ist, und daß man niemanden ohne weiteres billigerweise jetzt zum Sündenbock machen kann für das, was ist, das muß von uns, muß im Osten noch tief gelernt werden.

Es kommt noch ein Letztes hinzu, ein fürchterliches Erbe – das ist die Zerstörung einer tiefgegründeten Ethik und Moral bei vielen Menschen. Zwar gab es natürlich einen Ethikersatz, das Gute in Form der Ziele der unterdrückten Klasse, die Klassenkampfmoral in vielen Variationen, aber sie hat sich gezeigt in miefigen, disziplinliebenden, kleinbürgerlichen Haltungen, die bis in das Private uns moralisch dauernd bevormundet haben. Wir haben dieses schöne Beispiel gehört von den Verkäuferinnen. Ich erzähle dazu nur ein Beispiel. In einer Berliner Schule – meine Frau ist da in der Elternvertretung – wollten Lehrerinnen in ein Gesundheitsprogramm der UNESCO. Was machen DDR-Lehrerinnen? Eine große Wandtafel, große Losung im Schulhaus, unter der Überschrift: „Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist.“ Das haben sie ja nicht böswillig gemacht, es kam halt, wie wir da heute sagen, aus dem Bauch. Wissen Sie, das ist Totalitarismus pur. Der Spruch hätte ebenso aus der Sportbewegung der Nazis 1936 sein können.

Ich frage, was tun. Meine These: Wir haben keine Kolonisierung aus dem Westen nötig (und ich sehe sehr wohl mehr oder weniger auch soziale Interessenkonflikte zwischen Ost- und Westdeutschland), sondern wir – ich sage es einmal mit einem anderen Wort –, wir haben dringend eine Zivilisierung nötig. Die Grenzen und die Frontlinie liegen nicht zwischen Ost und West, und ich denke, daß die totalitären Bestände der deutschen politischen Kultur auch im Westen noch wirksam sind.

Was kann man tun? Einmal ist es nötig, daß wir eine wirkliche Aufklärung bekommen, und zwar im tiefen Sinne des Wortes, bis ins Bildungswesen hinein, bis in die Methodik – statt Disziplinierungspädagogik Entfaltungspädagogik und vieles andere. Es ist nötig, daß es genügend Leute gibt, die dieses Problem auch öffentlich und aggressiv benennen und Schluß machen mit diesem Selbstmitleid im Osten. Hier muß ein Konflikt, der ständig verkleistert wird, endlich benannt und auch ausgetragen werden. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Dr. Clemens Burrichter: Schönen Dank, Herr Neubert. Insbesondere Ihre Schlußfrage – die berühmte „was tun?“ – dürfte uns in der weiteren Diskussion noch beschäftigen, sie ist ja bereits angesprochen worden. Bitte, Herr Schlosser.

Prof. Dr. Horst Dieter Schlosser: Ich kann leider nicht wie Herr Neubert aus DDR-Erfahrung sprechen, sondern mehr von außen, und trotzdem will ich vorwegschicken, daß mich die Beschäftigung mit der Sprache in der DDR dazu gebracht hat, ein bißchen mehr auf die eigene Sprache zu achten, daß heißt auf die Sprache in der Bundesrepublik. Ich will zwar Ihren Enquete-Auftrag nicht umdrehen, aber ich hielte es für außerordentlich wichtig und hatte das eigentlich auch als Erfolg und als Möglichkeit der Einheit gesehen, daß der Westen sich auch einmal im Osten spiegelt. Vielleicht kommt das ein bißchen heraus in den kurzen Thesen, die ich Ihnen vortragen will, es ist nur fragmentarisch.

Ich komme leider wieder auf die Identität zurück, obgleich Sie den Begriff mit guten Gründen nicht so mögen, aber mit der Identität ist es so wie mit der Sprache – wie ein Sprachwissenschaftler gesagt hat: Eine Sprache ist viele Sprachen, und er meinte damit die innere Mehrsprachigkeit, die es natürlich in jeder Nation, in jeder Sprachgemeinschaft gibt. Immerhin gilt sie seit der Romantik als identitätsstiftender Faktor schlechthin. Die deutsche Sprache ist darum, das ist bekannt, lange als das einigende Band der Nation angesehen worden, und mit großer Sensibilität hat man von beiden Seiten immer darauf geachtet, wo sich jetzt etwas ändert. Westlicherseits wurde das schon spätestens ab 1949 mißtrauisch beachtet – die SED spalte die deutsche Sprachnation. Dann kam die SED spätestens 1969/70 und feierte diese Spaltung sozusagen als Beginn einer eigenen kulturellen Identität.

Nach einer gelasseneren Betrachtung der deutsch-deutschen Sprachsituation sowohl seitens seriöser DDR-Linguisten als auch westdeutscher Sprachwissenschaftler verwunderte es dann 1989/90 eigentlich nur wenige – ich habe mich eigentlich gewundert, daß das nicht noch mehr in den Zeitungen aufgeworfen wurde –, daß nun plötzlich Deutsche aus Ost und West zumindest über die aktuellen Fragen in einem völlig normalen und verständlichen Deutsch reden konnten.

Erste Schwierigkeiten mit dieser scheinbar gemeinsamen Sprache zeigten sich jedoch schon 1989, soweit ich das feststellen konnte, in der DDR-Opposition, als man die wünschenswerten Alternativen zur SED-Diktatur verbalisieren wollte, denn nun erwies sich, daß, wenn man nicht unbesehen bundesdeutsche Programme und deren Terminologien übernehmen wollte, und davon haben ja die meisten Gruppen zunächst Abstand genommen, neben den zu Worthülsen verkommenen Begriffen der SED nur wenig Unbelastetes zur Verfügung stand. Der mit den Runden Tischen versuchte „dritte Weg“ zwischen Realsozialismus und Kapitalismus war eigentlich auch ein Versuch, eine neue eigene Sprache zu finden.

Auf westdeutscher Seite gab es, sieht man einmal von der kurzlebigen Euphorie beim Fall der Mauer ab (und das wäre ein eigenes Thema, einmal darüber nachzudenken, wieso waren denn Westdeutsche überhaupt euphorisch, und warum konnte es dann so schnell wieder vergehen), auch sprachlich faßbare Defizite, die Motive und Äußerungen der DDR-Opposition angemessen zu verstehen. Eigentlich mit Staunen, bis heute, vernahm man die zentralen Wendeparolen „Wir sind das Volk!“ oder „Wir sind ein Volk!“ dann als die Weiterentwicklung, weil in der alten Bundesrepublik das nationale Kollektiv „Volk“ jahrzehntelang aus dem Begriffsapparat gestrichen war. Es ist im Grunde genommen nur übrig geblieben bei Volkswagen, Volkstrauertag und noch einem dritten Begriff – Volkshochschule, und das meist in Abkürzungen – VW und VHS. Ansonsten können Sie feststellen, wie systematisch „Volk“ aus Begriffen herausgetrieben worden ist.

Auch die emphatische Beschwörung der Begriffe „deutsch“ und „Deutschland“ in der Noch-DDR machte vielen Westdeutschen erst wieder bewußt, daß diese Begriffe in der Bundesrepublik systematisch auf den tatsächlichen Geltungsbereich des Grundgesetzes, also die alte Bundesrepublik eingeschränkt worden waren, und das galt sogar für die politische Erziehung in der Bundeswehr. Hieran hatten sowohl die kommerzielle als auch die politische Werbung einen bedeutsamen Anteil. Für mich fängt das an 1969 mit dem Persil-Slogan „Deutschlands Wäsche atmet auf“ (damit war nicht die DDR gemeint, die hatte „Spee“). Und dann kennen Sie die politische Parole „Deutsche, ihr könnt stolz sein auf euer Land“, und dann zum Schluß noch – 1986, glaube ich – war es die CDU mit „Weiter so, Deutschland!“, da war nie die DDR mit gemeint. Die „Bildzeitung“ brachte es 1974 sogar fertig, in einer Schlagzeile nach der Niederlage der bundesdeutschen Mannschaft gegen die DDR in der Weltmeisterschaft zu schreiben: „Noch ist Deutschland nicht verloren.“

Wende und Einheit haben es dann leider nicht vermocht, die traditionelle Weite zentraler politischer Begriffe, die meines Erachtens in der DDR natürlich unterhalb der semantischen Engführung der SED erhalten geblieben oder wiederentdeckt worden war, an Gesamtdeutschland zu vermitteln. Auch in den östlichen Bundesländern hat sehr schnell deren Attraktivität – also die Attraktivität dieser Begriffe, die man wieder in ihrer vollen Tiefe entdeckt zu haben glaubte – erheblich gelitten, seitdem die neue politische Ordnung weniger mit einer gemeinsamen Besinnung auf gemeinsame Werte und Ziele verbunden war als mit einer Flut neuer Bedingungen und einer entsprechenden Anzahl von Terminologien, die das bis dahin einigermaßen überschaubare Leben in ein Labyrinth verwandelten. Ich erinnere nur einmal an die Schulterminologien, die in der Bundesrepublik ja vielfältig sind; alles andere – Versicherungswesen, Bankenkonditionen usw. – sei nur am Rande erwähnt.

Die Überschaubarkeit des Lebens in der DDR und die Unüberschaubarkeit der bundesdeutschen Ordnung sind sprachlich geradezu meßbar. Wenn man vom Ballast ideologiesprachlicher Überhöhung der DDR-Realität einmal absieht, kam der DDR-Deutsche zur Regelung seiner Angelegenheiten mit einem

Bruchteil der Termini aus, die er heute benötigt und mit denen die Westdeutschen schon seit langer Zeit ziemlich souverän umzugehen verstehen. Das aber ist nicht nur eine Frage der Quantität, sondern auch der sprachlichen, genauer der semantischen Qualität.

Allein dies schafft Unbehagen auf seiten derer, die immer wieder darauf angewiesen sind, sich die neue Sprache erklären zu lassen. Das Diktum vom Besserwessi war und ist ja nicht nur vom tatsächlich arrogant Behelrenden provoziert worden, sondern trifft und traf eigentlich auf jeden zu, der mit bester Absicht Aufbauhilfe leisten wollte, ohne nun wirklich als der große Arrogante dazustehen. Um ein relativ harmloses Beispiel zu geben: Wer jahrzehntelang mit nur einem, manchmal mit zwei Begriffen für den Ort auskam, wo man seinen Lebensabend verbringen wollte – „Altersheim“ und etwas offizieller „Feierabendheim“ –, der hat natürlich seine Schwierigkeiten, und zwar zu Recht, und ist auch mißtrauisch, wenn ihm dann plötzlich eine ganze Latte von Begriffen wie „Seniorenstift“, „Seniorenresidenz“, „Altersruhesitz“ usw. – diese Liste können Sie beliebig verlängern – vorgelegt wird. Das ist aber ein harmloses Beispiel.

Aber es sind ja nicht nur und auch immer weniger eigentlich die auffälligen Einzelwortunterschiede, die sich allmählich wirklich verflüchtigen, wie ich feststelle, vielmehr haben die bis weit in den Alltag reichenden höchst unterschiedlichen Lebensumstände von den Bildungsbedingungen bis zum Arbeitsleben und zur Freizeitbetätigung dem erhaltenen gemeinsamen Wortschatz in Ost und West ganz unterschiedliche semantische Referenzen, also Beziehungen zur Realität verliehen. Viele äußerlich identische Wörter lösen in Ost und West immer noch sehr verschiedene Assoziationen aus. Das schafft in Gesprächen auch über scheinbar Harmloses manchmal ein unbemerkt schwieriges Klima, ohne daß man genau weiß, warum eigentlich. Wiederum ein harmloses Beispiel aus einer Talkshow – ich habe unter anderem Talkshows untersucht: Ein Talkmaster fragt eine amtierende DDR-Schönheitskönigin – es gab zum Glück auch ein Pendant auf westdeutscher Seite, die Unterschiede waren frappant –, ob das denn von ihrer Agentur sozusagen profihaft gemacht wird; er meinte damit professionell im Sinne von Profit, also geschäftsmäßig. Und sie sagt: „Doch, doch, er ist sehr kompetent.“ Also schon allein da merken Sie, wie zwei semantische Welten aufeinander treffen.

Nach wie vor lassen sich aber auch sehr unterschiedliche Kommunikationsstile, und das scheint mir auf Dauer wichtiger zu sein, feststellen. Ich behauptete, daß in den östlichen Bundesländern noch längst nicht jene Art, sich verbal zu präsentieren, verbreitet ist wie in der alten Bundesrepublik. Ich habe das einmal den kommunikativen Darwinismus genannt. Wer nicht laut, schnell und aufwendig mit viel Gehampel operiert, der geht sozial unter. In der DDR war nach meinen Beobachtungen die Verteilung sozialer Rollen wesentlich stabiler. Durch Reden konnte man gar nicht so viel gewinnen und erst recht nicht durch unüberlegtes Schwätzen. Bei uns geht das häufig nach dem Motto:

Es ist zwar nicht sehr intelligent, aber es streckt die Zeit, oder: Ich habe mich wieder einmal zu Wort gemeldet.

Ich meine, das wäre etwas, das natürlich auch nur in Ausschnitten festgestellt werden kann, was aus den neuen Bundesländern vielleicht sogar bewahrenswert wäre. Ich gehöre zu den Leuten, die meinen, daß sie immer, wenn sie in der noch existierenden DDR waren, ernsthaftere Gespräche führen konnten, als das in den alten Bundesländern der Fall war, daß langsamer, bedächtiger, überlegter gesprochen wurde, nicht mit diesem permanenten Schielen – werde ich jetzt anerkannt oder nicht. Aber das ist sicherlich nur ein Ausschnitt von Erfahrungen, es mag andere geben. Ich bin im Grunde genommen noch dabei, das zu untersuchen. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Dr. Clemens Burrichter: Schönen Dank, Herr Schlosser. Wolfgang Templin bitte.

Wolfgang Templin: Meine Damen und Herren, ich hoffe, es wird Sie nicht allzusehr verwundern, wenn ich mit meinen Thesen einigermaßen deutlich von meiner Nachbarin abweiche, die zuerst gesprochen hat. Für mich wird im Titel unseres Podiums eine Grundlage suggeriert, die ich so nicht sehen kann. Eine gemeinsame DDR-Identität, nach deren Fortwirken oder Untergehen man hier fragen könnte, gab es für mich schlicht nicht. Es gab bestimmte prägende Sozialisationsmuster, aber auch die waren nicht einheitlich. Für mich ist eines der Hauptmankos der gegenwärtigen publizistischen, aber auch öffentlichen bis hin zur wissenschaftlichen Diskussion, daß die tiefe Realdifferenzierung – nicht nur die interpretierende –, die sich in den Jahrzehnten gesellschaftlicher DDR-Existenz herausgebildet hatte, nicht zur Kenntnis genommen wird. Ich selber habe in meiner eigenen DDR-Biographie, fast 40 Jahre, einige sehr verschiedene Bereiche, Teile und verschiedene Stufen der gesellschaftlichen Hierarchie erlebt, und aus dieser Erfahrung ist mir bewußt geworden, daß eben nicht nur im Berufsleben, in der Art Karriere zu machen, und im politischen Selbstverständnis zwischen diesen verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen wahre Welten lagen. Wenn ich meine Situation in den siebziger Jahren nehme, als akademischer Kader, dem man eine Zukunft zuschrieb, dann war das, was ich im akademisch-universitären Bereich an Mentalitäten erlebt habe – auch hier jetzt verallgemeinert an Mentalitäten, die dann der DDR-Fortentwicklung dienten, denen man sich also überließ, wenn man diese Karriere machen wollte –, von dem, was ich dann im Alltagsleben erlebte, als ich diese Karriere abbrach, und von dem, was ich noch einmal erlebte, als ich dann im kleineren Teil von ausgegrenzter Opposition war, nicht nur graduell verschieden, sondern gegensätzlich. Das hat sich für mich auch nicht erst im letzten Jahrzehnt der DDR ergeben. Das habe ich bei Älteren genauso gemerkt, und das ist für mich auch nicht auf die Pole Angepaßte und Täter auf der einen und Oppositionelle auf der anderen Seite zu begrenzen. Das ganze Spektrum dazwischen – Verweigerer, Minderangepaßte, Aussteiger –, die haben ganz verschiedene Bewältigungsmuster im Umgang mit der Realität entwickelt und dementsprechend auch verschiedene mentale Prägungen. Das, was immer als Gemeinsa-

mes im nachhinein festgestellt wird – bestimmte Bedürfnisse und Sehnsüchte zum Beispiel, Wärme der Nachbarschaft und der Hausgemeinschaft –, für die einen mag es so gewesen sein, für die anderen war es der reine Horror. Die lebten in der gleichen Hausgemeinschaft, und die haben die Frage nach der Fahne, die man raushängen soll, und die freundliche Aufforderung, eine gemeinsame Wandzeitung zu machen, und dieses ganze unglaubliche System zunehmend als entwürdigend und als nicht mehr mit ihrer eigenen Würde vereinbar empfunden. Die einen haben diesen Käfig innerlich bereits damals verlassen, und den anderen hat es irgendwann gedämmt. Es hat ja wohl nicht etwas mit gelingendem, sondern mit beschädigtem und sehr engem Leben zu tun, was sich auf diese Art und Weise abspielte.

Warum ist nun die Frage nach dieser gemeinsamen DDR-Identität und die Suche danach bis heute so stark geblieben? Für mich kommen hier, und das ist das eigentlich Spannende, ganz verschiedene Interessen und Bedürfnisse zusammen. Ein genuines Interesse, das ist klar, das ist das Interesse der Verantwortlichen und Täter, diese Identität rückwirkend noch festzuschreiben und zu beschreiben, nicht etwa nur zur eigenen nostalgischen Erbauung, sondern weil das natürlich die eigene Verantwortung und den eigenen Anteil an dem, was DDR ausgemacht hat, wunderbar minimiert. In dem Moment, wo man sich und allen anderen und vor allem den blöden Westlern einreden kann – man war ja so wunderbar zusammen, gewußt haben es alle, mitgemacht haben alle, und man war nur minimal voneinander unterschieden –, da ist die tatsächliche Riesenkluft, die es gab, auch in den materiellen Existenzumständen, schon wunderbar eingeebnet: die egalitäre DDR, in der man kaum eine Differenzierung hatte. Derjenige, der seine Karriere machte, der war auch in seinen materiellen Existenzbedingungen himmelhoch von dem unterschieden, der darauf verzichtet hat. Wenn ich die Extreme nehme, dann kommt hier einiges zusammen.

Also das Interesse der Täter auf der einen Seite: Diese Identitätsbeschwörung ist eine ganz klevlere und sehr intensiv betriebene politische Strategie geworden. Das sehe ich auf seiten der PDS, die Mobilisierung dieses Wir-Gefühls. Wenn diese Anstrengungen jetzt nur von Ostseite passierten, könnte man darüber fast lachen, dann wären sie nämlich sehr schnell zum Scheitern verurteilt. Aber diesen Anstrengungen kommt von Westseite nicht nur eine ungeheure Duldung, sondern eine ungeheure Bereitschaft und Tolerierung entgegen, weil hier nämlich weniger moderne oder weniger für die gegenwärtige Problemsituation geeignete Eigenschaften der westdeutschen Gesellschaft dazukommen. Bei aller Individualisierung, bei aller Offenheit und Toleranz in dieser Demokratie haben sich Eigenschaften gerade in der deutschen Kultur – hohe Anpassung, Sicherheitsbedürfnis – in der Bundesrepublik in für mich erstaunlicher Weise gehalten. Und wenn man dann mit diesem Blick, mit dieser Mentalität auf die DDR sieht, dann kommt ein Blick heraus, der auch diese Unterschiede nicht wahrnehmen will, von denen ich jetzt gesprochen habe, der auch dieses Einebnende hat, dieses Paternalistische – ja eigentlich können sie ja alle nichts dafür, was sollte er denn machen, man wird doch schließlich Professor und

verzichtet nicht auf die Chance, man konnte sich doch nicht gegen das System stellen –, also dieses fast hilflos Beschwichtigende. Das ist die eine Seite, und die andere ist das zynische: Bei uns ist es doch genau nicht anders. Das ist mir selber häufiger erklärt worden, mit der schönen Vorstellung dann natürlich, auf die weitaus größeren realen Möglichkeiten erst gar nicht hinzuweisen, sondern immer nur die Anpassungsmechanismen vorzuzeigen.

Zum Abschluß noch ganz kurz zu den Fragen, die hier genannt wurden. Das wichtige ist für mich, daß bei der Frage nach der Wirkung von ideologischer Erziehung und Propaganda eine Verwechslung nicht stattfinden sollte. Ich denke, Ehrhart Neubert hat das sehr gut deutlich gemacht. Nicht die unmittelbare Vorgabe hat linear gewirkt, also nicht etwa die gewünschte Überzeugung ist eingetreten bei so vielen Menschen, da war sehr schnell Desillusionierung da, und da war auch das Nachplappern, und da war das Aneignen, um es an geeigneter Stelle wiedergeben zu können. Also es ist nicht etwa so, daß der Erfolg eintrat, der in den Lehrbüchern beschrieben wurde. Das haben selbst diejenigen, die die Lehrbücher gemacht und die sie vertreten haben an den Schulen, Universitäten und Hochschulen, längst nicht mehr geglaubt, da regierte auch der Zynismus. Das werden mir meine ehemaligen Kollegen im akademischen Bereich sicher gern bestätigen. Aber was eintrat, war der Gewöhnungseffekt, der Abstumpfungseffekt, das sich tatsächlich dann auch davon in anderer Weise Gefangen-nehmen-lassen. Und was dabei herauskommt, diese Unselbständigkeit, diese Weinerlichkeit, die ich auch nicht verallgemeinern möchte, dieses Schuld und Verantwortung immer beim anderen suchen, das ist eine Folge dieser prägenden Ideologie und Sozialisationsmuster. Sie verdichten sich nicht zu *der* Identität der DDR, das würde ich strikt ablehnen, gehören aber zu einigen prägenden Sozialisationsmustern, und in denen kann man die Leute, die sie bis heute haben und verlängern, bestätigen, da kann man nachsichtig mit den Schultern zucken, oder man kann auch versuchen, sich damit auseinanderzusetzen, und ich würde schon für letzteres plädieren. (starker Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Dr. Clemens Burrichter: Schönen Dank, Herr Templin. Ich darf allerdings mit Blick auf die Diskussion, die wir seit gestern morgen hier geführt haben, sagen, daß wir dieser perfiden psychopolitischen Instrumentalisierung der gemeinsamen DDR-Identität nicht auf den Leim gegangen sind, sondern im Gegenteil sehr differenziert von den verschiedenen pluralen Identitäten in der DDR, denen wir nachspüren wollen, gesprochen haben. Ich danke allen Mitarbeitern hier im Podium und darf nun die Diskussion eröffnen. Als erster Kollege Faulenbach bitte.

Sv. Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Zwei Bemerkungen möchte ich machen. Mir scheint, auch diese Diskussion und die verschiedenen Stellungnahmen eben haben gezeigt, daß drei Dinge in der Diskussion über DDR-Identität häufig durcheinandergehen. Die erste Frage lautet: Was wirkt an Prägung aus der alten DDR nach? Das wäre auf der empirischen Ebene, bezogen auf die gegenwärtige Gesellschaft, zu untersuchen. Davon zu trennen ist die Frage: Was